

*Renate  
Fabel*

**ALLE  
MEINE  
MÄNNER**



**Weltbild**

Das alte, immer neue Spiel...

Freda, lebenslustige Berlinerin und kein Kind von Traurigkeit, führt mit ihrem attraktiven Freund Victor an der Côte d'Azur ein erfülltes Leben, das sie jedoch nur allzu oft und gerne unterbricht, um Eduard in München zu besuchen, mit dem sie nach wie vor verheiratet ist.

Als Freda ihrer Passion, der Familienforschung, nachgeht, stößt sie durch Zufall auf einen Neffen Victors und besucht diesen in der Bretagne. Dort passiert etwas, mit dem Freda nie gerechnet hatte, und sie muss sich entscheiden: Wer ist der Richtige?

Renate Fabel

# Alle meine Männer

Roman

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Renate Fabel, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges in Berlin geboren, sammelte zunächst in Buchverlagen und bei Zeitschriften berufliche Erfahrungen, ehe sie ihren ersten Roman »Meines Mannes Tochter« veröffentlichte. Inzwischen hat sie elf Bücher geschrieben. Seit zwanzig Jahren arbeitet Renate Fabel als stellvertretende Chefredakteurin bei »Madame«. Besonders ihre Leitartikel haben einen großen Leserkreis gefunden. Sie ist mit dem Graphiker Hans Fischach verheiratet, lebt in München, liebt Katzen, Reisen und, wie sie sagt, »viel zu viele Sportarten«.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2002 by F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-866-9

# Brüderchen, komm tanz mit mir

Beide hatten sie angestrengt gearbeitet an diesem heißen Junitag in Nizza – Victor an seinen Prozessakten, die ihn mit ein bisschen Glück zu einem noch wohlhabenderen Mann machen würden, Freda an dem Stammbaum der Familie Leroy. Während sich halb Nizza unter die dösenden Touristen am Steinstrand mischte, tropfende Sandwiches aß, Wasser aus riesigen Plastikflaschen trank und immer mal wieder ins lauwarme Meer eintauchte, hatten Monsieur Leroy und seine deutsche Freundin es vorgezogen, sich auf anspruchsvollere Art zu beschäftigen.

Besonders für Freda war das eine dringende Notwendigkeit. Was für ein Glück, endlich eine vernünftige Aufgabe zu haben. Erlöste sie von ihren Depressionen, linderte das lähmende Bleigewicht der Langeweile, das sie überfallen hatte, als sie auf Victors dringenden Wunsch hin von Paris nach Nizza übergesiedelt waren. Die Côte d'Azur, Küste der Seligen, wie ihr viele Pariser Freunde (allen voran Victor) eingeredet hatten. Sicher, zweifellos, aber nicht auf Dauer und nicht für eine relativ aktive Frau von vierzig. Wenn Freda in ihrem bisherigen Leben bei Gott auch nichts wirklich Großartiges geleistet hatte, so hatte sie doch nie die Hände in den Schoß gelegt, sondern immer versucht, sich nützlich zu machen. Und bestand das auch nur darin, Eduard den geliebten Kaiserschmarrn mit Rosinen aufzutischen, Franka, seine Tochter, bei Laune zu halten oder auf irgendeine Weise, zum Beispiel durch ihre Kindermalschule, Geld zu verdienen. Sie war doch nicht auf der Welt, um es sich auf Kosten anderer gut gehen zu lassen.

In Paris war das etwas anderes. Da war der Rausch der Leidenschaft so groß gewesen, dass sie wie betäubt herumgelaufen war, vierzehn Stunden am Tag (und weitere in der Nacht) damit verbrachte, zu lieben, nichts als zu lieben. Victor, dieses »monstre sacré« ... Später dann hatte sie sich mit der ganzen Kraft ihres brennenden Herzens auf die Stadt Paris gestürzt, versucht, sie so genau wie möglich kennenzulernen, diese Wahnsinnskapitale in möglichst vielen Details zu fühlen, zu riechen, zu schmecken. Dazu kam der Kampf mit der französischen Sprache.

»Une femme de luxe, eine wirkliche Luxusfrau«, hatte Victor sie aufgezogen, wenn er abends aus seiner Kanzlei kam und Freda ihm in einem grünseidenen Pyjama die Tür öffnete, das feuerrote Haar malerisch aufgelöst, die angeknabberten Fingernägel versteckte sie in den Handflächen. Sie hatte verlegen gelächelt (war sie jetzt wirklich das, was sie immer verabscheut hatte, eine Frau, die sich von einem Mann aushalten ließ?) und ihn ins Speisezimmer geführt, wo Adèle, die Bonne, den Tisch gedeckt hatte. Vorsichtig zündete sie die Kerzen an. Sie aßen delikates Gedünstetes und tranken viel Rotwein, und Victor erzählte von seinen Klienten und Freda von den alten Hotels im Quartier Marais, die sie heute mit ihrem Französischkurs besucht hatte. Anschließend verschwanden sie ganz schnell im Schlafzimmer, weil sie das Verlangen nacheinander nicht mehr aushalten konnten.

Wie gesagt, das war in Paris gewesen, am Anfang von Fredas Zusammenleben mit Victor, und lag jetzt immerhin fast acht Jahre zurück. Aber inzwischen hatte sich eine Menge geändert. Victor hatte seine Anwaltskanzlei aufgegeben beziehungsweise gut verkauft, um in seinen »wohlverdienten Ruhestand« zu gehen (verstehe jemand diese

Franzosen! Alle strebten sie nach einem Leben ohne Arbeit – die Männer mit spätestens achtundfünfzig, die Frauen noch vier Jahre früher. Der große Traum: sich in ein Häuschen auf dem Land zurückzuziehen, Boule zu spielen oder die blödsinnigen Ratespiele im Fernsehen zu verfolgen. Aufgelockert wurde dieser Stumpfsinn durch die ewig gleichen Gespräche mit dem Metzger über das saftigste Stück von der Hammelkeule und – das vor allem – das übertriebene Getue mit den Enkeln), und war dazu nach Nizza gezogen. Dort war er geboren, dort lebte der Großteil seiner Riesenfamilie, und dort saß vor allem sein Erzfeind, Monsieur Bonhomme, ein über neunzigjähriger Zeitungsverleger, der ihn angeblich um mehrere Millionen Francs betrogen hatte. So etwas ließ sich ein Victor Leroy nicht gefallen. Und so bereitete er in dem fürstlichen Appartement, das in einem ehemaligen Luxushotel (»Étoile de la mer«) lag, seinen Rachefeldzug vor. Die geliebten Enkel kamen im Augenblick zwar noch etwas zu kurz (und mit dem »boucher«, dem Metzger, sprach Madame Samporini), aber das würde sich spätestens – da war sich Freda sicher – nach dem gewonnenen Prozess ändern.

Sie wurde zu alldem nicht groß gefragt. Wieder so eine französische Arroganz. Nach wie vor war das rothaarige »Gretchen« (Victors Kosewort für Freda) seine große späte Liebe, auf die er nicht verzichten wollte. Aber was konnte sich eine Deutsche Besseres wünschen, als der (hm, hm) martialischen Atmosphäre ihres Heimatlands zu entfliehen, mit offenen Armen an der schönen blauen französischen Küste aufgenommen zu werden?! Der Lebenstraum so vieler Deutscher – man musste nur mal sehen, in welchen Scharen sie sich hier Immobilien kauften –, und bei ihr ging er einfach so in Erfüllung. Also ...

Freda sah die Sache etwas anders. Erstens liebte sie klirrende Winter und farbenfrohe Herbstes – was es hier beides nicht gab –, zweitens vertrug sie mit ihrer hellen Haut und den Sommersprossen nur schlecht die Sonne, und drittens mopste sie sich (so sagte man bei ihr zu Hause in Berlin) im doch recht provinziellen Nizza nach der ersten Euphorie mehr schlecht als recht durch den Tag. Dazu kam: In Paris hatten sie in einem grau verwitterten Herrschaftshaus im 16. Arrondissement gelebt, mit hohen Räumen und Stuckdecken und Fenstern, die bis zum Boden reichten, und mit einer im Art-déco-Stil geschmückten Glashalle, die man durchschritt, bevor man die eigentliche Eingangstür aufschloss. Es war das typische Haus, wie es in einem Emile-Zola-Roman vorkommt, mit den winzigen Dienstmädchenzimmern unterm Dach, zu dem eine nur für das Personal bestimmte Hintertreppe hinaufführte, dem verwinkelten Hof, wo sich die fette Katze der fetten Concierge zwischen den Geranientöpfen sonnte, während aus der Loge der würzige Duft von »pot au feu« drang. Hier atmete man Atmosphäre, blühte die Fantasie. Während in Nizza ... Geschwätzige Frauen, halb nackte Männer, die sich nachdenklich den Bauch kratzten, Provinzklatsch, viel zu starke Farben, viel zu aufdringliche Gerüche.

Freda litt oft an Kopfschmerzen, hatte das Gefühl, das Blut flösse ihr schwer wie das hochgelobte Olivenöl durch die Adern. Dazu dieses sterile Luxusappartement. Ja, hätte Victor eine kleine Wohnung im »vieux Nice« gemietet oder ein provenzalische Steinhaus mit schattigem Garten. Aber nein, er hatte diese (wahrscheinlich auf Empfehlung von Corinne, seiner von ihm getrennt lebenden Frau) weitläufige Zimmerflucht gekauft, vor allem wegen dieser fantastischen Aussicht über ganz Nizza bis in die Berge hinauf und auf

der anderen Seite bis hin nach Korsika. Nur – wann guckte man sich schon eine Aussicht an? Der winzigste Küchenbalkon wäre Freda lieber gewesen.

Das Problem spitzte sich zu. Freda, total frustriert, überlegte ernsthaft, ob sie nicht doch nach München zurückkehren sollte (aber wie würde sie eine Trennung von Victor überstehen? In München wohnte zwar Eduard, aber das war eine andere Sache), da kam ihr eine Idee. Zwar behauptete Victor steif und fest, ihm wäre es eingefallen, sei er doch der Einzige, der exakt wusste, was gut für sein Gretchen sei, aber da machte er sich etwas vor. Naja, es war wohl Teamwork gewesen. Jedenfalls saßen sie sich an einem der vielen immer gleich heißen Abende auf der steifseidenen blau-silbrigen Polstergarnitur (wieder so eine Corinne-Idee) im Salon gegenüber, jeder ein Glas Champagner in der Hand, und Victor tauchte zum vielleicht siebenundvierzigsten Mal in seine hoch komplizierte Familiengeschichte ein. Natürlich waren seine Vorfahren alle äußerst vornehm gewesen – ein Urahn väterlicherseits ein General von Napoleons Gnaden, die Urahne mütterlicherseits eine Tatarenprinzessin, außerdem waren sie mit den Garibaldis verwandt –, aber davon hätten die Kinder und Enkel alle keine Ahnung. Niemand machte sich die Mühe, Ahnenforschung zu betreiben. Dabei erlebte dieses Hobby in Frankreich zurzeit einen ungeheuren Aufschwung. Hätte er nicht diesen Wahnsinnsprozess am Hals ...

»Genau das Richtige für dein Gretchen«, unterbrach ihn Freda leicht beschwipst, klatschte sich leicht aufs Knie. »Ich bin auf dem Gebiet der Genealogie Spezialistin, zwar Autodidaktin, aber eine nicht unbegabte. Frag meine Mutter – ach nein, die ist zu weit weg. Dann frag Eduard.«

Victor setzte seine leicht indignierte Miene auf, wie immer, wenn der Name Eduard fiel. Damit sah er gar nicht mehr aus wie Michel Piccoli. Fredas Mann war für ihn ein rotes Tuch. Dann nahm er sich zusammen. Schließlich ging es um Fredas Seelenheil und den Glanz seiner Familie. Also, wenn Gretchen unbedingt wollte, warum nicht? Was sie, wenn er richtig verstanden hatte, für ihren Ehemann getan hatte, konnte sie ebenso gut für ihn, ihren Geliebten, tun. Er räusperte sich, zog die tiefblauen Augen zusammen, denn ein Sonnenstrahl hatte sie getroffen. Zeit besaß sie ja mehr als genug, wie sie immer vorwurfsvoll betonte, dazu eine ordentliche Menge Fantasie. Von ihm aus könnte sie einen ganzen Familienroman schreiben. Eine Art »Buddenbrooks« (er war stolz, dass er den Namen kannte) auf Französisch.

»Victor, es geht nicht um Fantasie, sondern um genaue und sehr mühselige Recherchen«, klärte Freda ihn geduldig auf. »Außerdem ist Schreiben, wie ich dir schon so oft erklärt habe, nicht meine Stärke, in Französisch schon gar nicht. Ich habe Kunst studiert, nicht Literatur.«

»Und deshalb willst du einen kompliziert verästelten Stammbaum malen?«, witzelte Victor, zerknackte einen Pistazienkern. »Eine spezielle Variante deines künstlerischen Talents. Ach, Gretchen, versuch dich doch erst mal an unserer herrlichen Landschaft. Aus allen Teilen der Welt strömen Maler nach Südfrankreich, um ...«

»... das royalblaue Meer, die güldene Sonne und die flirrenden Lavendelfelder auf ihre Leinwand zu bannen. Ich weiß, ich weiß. Und was kommt dabei heraus? Entsetzlicher Kitsch. Nein, nein, die Landschaft hier reizt mich nicht zum Malen. Aber Gott sei Dank hab'



ich ja noch ein anderes Hobby: Ahnenforschung. Wenn du wüsstest, wen ich aus der Familie meiner Mutter alles ans Tageslicht gefördert habe. Ein Findelkind, das vor einer Kirchentür lag, einen Vagabunden, der am Galgen endete. Mutsch«, sie lachte, »hat das gar nicht gefreut. Bis sie sich dann einredete, das Findelkind sei der Fehltritt einer Urururgroßmutter mit einem Herzog, jedenfalls was Hocharistokratisches. Da war sie wieder versöhnt.«

»Nett, sehr nett«, kommentierte Victor ohne große Begeisterung. Er liebte seine kleine Deutsche von Herzen, ihre Familiengeschichte interessierte ihn im Augenblick weniger. Sie waren doch gerade bei dem bedeutenden Geschlecht der Leroys. Bon. Wenn Gretchen sich die Mühe machen wollte, einen Stammbaum zu erstellen, warum nicht? Unterlagen gab es in Hülle und Fülle. Erst beim Tod seiner Mutter hatte er eine große Mappe mit unbekanntem Dokumenten entdeckt. Die meisten Papiere besaß allerdings sein Bruder Marc.

»Ich brauche alles, was vorhanden ist. Geburtsurkunden, Heiratsurkunden, Auszüge aus Kirchenbüchern, Briefe, Fotos, alles.« Freda holte tief Luft, presste die Hände gegen die glühenden Wangen. »Ach, Victor, ich bin richtig glücklich. Die Leidenszeit ist beendet, ich habe etwas Richtiges zu tun. Hurra!«

»Was auch großzügig vergütet wird.« Victor, seit seinem Rückzug aus dem Berufsleben die Sparsamkeit in Person, gab sich generös. »Ja, ma petite, umsonst arbeitest du nicht für meine Familie. Kommt gar nicht infrage. Ich könnte ja auch«, er legte die Stirn in Falten, »meine Brüder anteilmäßig zur Kasse bitten.«

Das war nun wieder typisch Victor. Freda schüttelte lachend den Kopf.

Sie bat ihn, seiner Familie nichts von ihren Nachforschungen zu erzählen. Chauvinistisch, wie die Franzosen nun mal sind, und die Leroys im Besonderen, würden sie höchst erstaunt, um nicht zu sagen befremdet, reagieren, wenn eine Fremde in ihren Familienangelegenheiten herumstocherte, all die Simons und Sidonies, Babettes, Isabelles und Benjamins, die Andrés und Andrées (es gab auch einen – ja, einen und nicht eine Andrea), außerdem Jean-Luc, Jean-Claude und Anne-Sophie (ach nein, die war noch zu klein mit ihren knapp fünf), Sylvain und Sylvie, Bérénice und Jeremy, Monique, Marc, Marco und wie sie alle hießen. Victor fiel das schwer, denn er gab gern mit seiner deutschen Freundin an. Auf der anderen Seite war ihm Harmonie innerhalb der Familie mindestens ebenso wichtig. »Im Grunde lieben dich alle Leroys«, versuchte er Freda zu trösten.

»Nanana«, wiegelte die ab. In dieser Hinsicht machte sich der liebe Victor Illusionen. Sie war Ausländerin, Deutsche dazu, und die deutsche Besatzung hatte irgendwie Schuld am Tod von Victors Vater gehabt. Man begegnete Freda korrekt, aber keineswegs enthusiastisch, wusste vor allem nicht, wie man sie einordnen sollte (war sie nun geschieden, verwitwet oder »séparé« wie Victor selbst? Hatte sie Kinder oder Enkelkinder? Eher doch wohl nicht), außerdem gab es da noch die arme Corinne. Freda trug es mit Fassung. Ein großes Glück, Victor zu haben. Das musste nicht gleich für seine ganze Familie gelten.

Für heute hatte sie genug gearbeitet. Da sie immer noch auf Marcs Unterlagen wartete, hatte sie – ganz unprofessionell – bei den jüngsten Familienmitgliedern angefangen.

Schon da war es schwer genug, die exakten Daten herauszufinden, denn Victor hatte keine Ahnung von den Geburtstagen seiner Nichten und Neffen. Er kannte nicht einmal – eine echte Schande – die Geburtstage seiner beiden älteren Brüder. Bei Marius war es seiner Erinnerung nach irgendwann im Oktober, aber Marc? Keine Ahnung. Benjamin, Sprössling von Sohn Sylvain und Victors dritter Enkel, war der allerjüngste Leroy. Er war am 17. Mai 2000 geboren, das allerdings wusste Victor genau. Gerade hatte der gesamte Familienclan den ersten Geburtstag mit ungeheurem Aufwand gefeiert. Ohne Freda. Die hatte man nicht aufgefordert, weil Corinne eingeladen war. Nebenbei besaß Corinne viele Familiendokumente. Warum, wusste niemand, aber sie bewachte sie wie der Drache den Nibelungenschatz, dokumentierte damit wohl ihre Zugehörigkeit zu den Leroy. Victor hatte versprochen, sie sich auszuleihen. Das lag über drei Wochen zurück, und nichts war geschehen.

Wo blieb er bloß? Als Freda an seinem Arbeitszimmer vorbeigegangen war, hatte sie kein Maschinenklappern gehört. Victor hatte Fredas uralte Triumph-Schreibmaschine für sich beschlagnahmt, hackte mühsam mit zwei Fingern darauf herum. Er tat ihr richtig leid, wenn sie ihn mit gekrümmtem Rücken hinter seinem Schreibtisch sitzen sah, aber Victor weigerte sich, eine Sekretärin einzustellen. »Soll ganz Nizza erfahren, worauf ich meine Beweislast aufbaue? Das spricht sich in Windeseile herum. Lieber tippe ich mir die Finger wund.«

Aber jetzt könnte er allmählich auftauchen. Freda verspürte Hunger. Wie dumm, dass das Appartement so weit auseinandergezogen war. Dauernd lief einer dem anderen hinterher. Sie rieb sich die Augen, dehnte sich. Wieder einmal hatte sie nicht rechtzeitig Schluss mit ihrer Arbeit gemacht, so fasziniert war sie davon. Heute hatte sie in einem Computer-Café versucht, mithilfe eines geduldigen Experten Verbindung mit dem Internet aufzunehmen. Es hatte zu keinem Ergebnis geführt, der Name Leroy tauchte nirgends auf. Aber jetzt Schluss, fini. Kein einziges Wort wollte sie heute noch über einen Leroy hören und wäre es der napoleonische General selbst. Erst mal etwas essen und in Ruhe einen Bordeaux trinken, dann den Abend gemütlich mit Fernsehen beschließen. Vielleicht gab es ja ein Fußballspiel. Nur schade, dass die deutsche Nationalmannschaft zurzeit in so jämmerlicher Verfassung war (was Victor angeblich bedauerte, in Wahrheit genoss), die französische dagegen nach wie vor in Hochform auflief. Aber es gab ja noch den FC Bayern, und dieser Club war Klasse (kein Wunder mit dem Basken Lizarazu als Außenstürmer, wie Victor behauptete). Lief da nicht gerade ein Champions-League-Spiel?

Zweifelnd musterte Freda den Riesenbildschirm, der den Salon dominierte. Da seine Brüder – alle drei längst Pensionäre – über hochmoderne Fernsehapparate in Breitleinwand-Format und mit über hundert Programmen verfügten, hatte Victor nicht zurückstehen wollen. Fußballspiele, musste Freda zugeben, sah man in dieser Dimension ganz hervorragend, aber jede Belanglosigkeit genauso. Und das französische Fernsehen bestand aus erschreckend vielen Belanglosigkeiten. Sie griff nach der Programmzeitschrift, blätterte den Donnerstag auf.

Ein leises Klirren schreckte sie auf. Victor stand in schwarzseidenem Hemd und mit leicht zerknitterter weißer Leinenhose vor ihr, die grau melierten Koteletten feucht vom Duschen. In der Hand balancierte er ein Silbertablett, auf dem zwei Gläser mit einer

pfefferminzgrünen Flüssigkeit und Eiswürfeln standen, außerdem Schälchen mit grünen und schwarzen Oliven und ein Teller mit dampfenden, in Quadrate geschnittenen Käsetörtchen.

»À votre service, Madame.« Er verbeugte sich leicht, breitete eine Serviette über Fredas nacktem Knie aus.

Sie musste lächeln. Dieser Victor. War immer voller Überraschungen, schönen, verrückten, schockierenden. Regte sie auf und regte sie an. Immer und immer wieder. Wenigstens er, ihr Liebhaber und Lebensgefährte, wenn das der gesamten »communauté de la ville de Nice« einschließlich ihrer bunt gemischten Einwohner und berühmten Sehenswürdigkeiten schon nicht gelang. Außerdem sah er wirklich aus wie Michel Piccoli, Fredas französischer Lieblingsschauspieler. Nur dass dessen Augen dunkel waren, braun wahrscheinlich, während die von Victor in einem ungewöhnlich intensiven Blau leuchteten. Eine Farbe wie das Mittelmeer, wenn der Sturm darin wühlte (was nicht so oft vorkam). Eigentümlich war auch der Schnitt der Augen, sie saßen auffallend tief, fast drohend im Gesicht, konnten sich blitzschnell zusammenziehen. Solche Augen hatte Freda vorher nie gesehen, sie war ganz fasziniert davon, hätte Stunden damit verbringen können, sie zu studieren. Als sie Victor schon kannte, entdeckte sie zu ihrer Überraschung die gleichen Augen bei einem Fischverkäufer in der Pariser »rue des belles feuilles«, einem eher grobschlächtigen Mann in Gummistiefeln und mit ausgelaugten Händen. Aber er stammte eben auch aus der Nähe von Brest, also aus der Bretagne, genau wie die Hauptlinie der Familie Leroy. Und dort gab es solche Augen. »Querelle«-Augen nannte Freda sie nach dem Roman von Jean Genet. Seltsamerweise war Victor der einzige Leroy mit »Querelle«-Augen. Nicht einmal seine Kinder hatten sie geerbt.

»Vielen Dank, chéri.« Sie nahm ihm das Glas aus der Hand. »Oh, crème de menthe. Genau das Richtige bei der Hitze. Wie köstlich die Käsetörtchen riechen! Wirklich, was so einen köstlichen Apéritif betrifft, seid ihr Franzosen schwer zu schlagen.« Die schwarzen Oliven waren mit einer Anchovispaste gefüllt, schmeckten besonders pikant.

»Nur beim Apéritif?« Er kniff die Augen, die müde wirkten, zusammen. »Beim Tennis haben wir euch doch auch eingeholt, vom Fechten ganz zu schweigen. Wir, das bestätigt dir dein Präsident Chirac jeden Tag, sind immer noch die »grande nation« mit einzigartigen Eigenschaften. Uns kann niemand das Wasser reichen.« Das klang eine Kleinigkeit ironisch und gleichzeitig stolz. Victor war überzeugter Chirac-Anhänger.

»Mein Chirac?« Freda hob so ungestüm den Kopf, dass ihr ein Wust roter Haarsträhnen in die Augen fiel. Sie sprach undeutlich mit ihrem Mund voller Eiswürfel. »Da kann ich bloß lachen. Der gleich nach seinem Amtsantritt einen Atombombenversuch startete und Österreich in die Isolation schickte. Trotzdem – schön für euch, dass ihr von eurem besonderen Status so überzeugt seid. Wir Deutschen könnten von euch lernen.«

Er ging auf das Thema nicht weiter ein. Spätestens bei den Nachrichten würde es doch wieder aufs Tapet kommen. Victor liebte die Politik, kritisierte stundenlang die französische, um sie dann blitzschnell, wenn Freda ihm zustimmte, als eine der besten in Europa zu bezeichnen. Was würde die Nachrichtensprecherin Claire Chazal heute verkünden? Oder war Patrick Poivre d'Avor an der Reihe, der seit mehr als zwanzig Jahren im immer gleichen Tonfall seinen Text herunterlas? Wo hatte es Streiks, wo neue

Kommunalwahlen gegeben? War nicht irgendwo ein Nesselfieber aufgetaucht? Hatte man den Bombenleger von Ajaccio verhaftet? Und wo begann der nimmermüde Johnny Halliday diesmal seine Konzerttour? Solche und ähnliche ziemlich uninteressante interne »nouvelles« wurden vierzig Minuten lang breitgewalzt. Und jeder Franzose, der ergriffen lauschte (wie Victor zum Beispiel), hätte noch eine weitere Stunde zuhören können. Schließlich ging es um sein heiliges Land.

Also die Nachrichten. Und was dann? Irgendwas Interessantes würde sich doch auf den vielen Kanälen finden lassen. Sie überflog das Programm. Ah, sieh da, Jacques Pradels Kultsendung »Bitte, melde dich« war angekündigt. Die Sendung der tränenreichen Familienzusammenführung, die im ganzen Land heftige Emotionen auslöste. Freda gab es zu, auch bei ihr. Gott sei Dank, der Abend war gerettet.

Victor konnte Gedanken lesen. »Ja, dein gütiger blonder Freund beehrt uns wieder. Ein Fußballspiel wäre mir lieber, aber warum nicht Pradel? Noch einen Schluck?«

Er strahlte. Heute war ein Glückstag für ihn, vertraute er Freda an. Er hatte mit einer Cousine telefoniert, die einen Zeitungsdrucker kannte, der von Victors künftigen Prozessgegner, Monsieur Bonhomme, auf die schändlichste Art und Weise ausgenutzt worden war. Und das Beste: Der Mann würde sich, natürlich gegen eine kleine Entschädigung, als Zeuge zur Verfügung stellen. War das nicht einen Château Lafite Rothschild 1989 wert?

Später verschwand er in der Küche, kehrte mit einem liebevoll dekorierten Tablett zurück. Nur ein bescheidener Imbiss für sein Gretchen, ein »dîner à la télévision«. Das Essen mittags in einem Bistro war zu üppig gewesen. Der Fernsehimbiss bestand aus Riesenkrabben mit einem Schüsselchen Mayonnaise, zwei zierlichen Hühnerbeinen, Radieschen, mit Zitronensaft getränktem Karottensalat, außerdem einem mittelfetten Cantal-Käse und ein paar Scheiben getoastetem »pain complet«. Dazu die obligate Karaffe mit Wasser und tatsächlich eine rubinrot glitzernde Flasche Château Lafite.

Während des Essens sah sich Victor die Nachrichten an. Erst die regionalen, dann die vom zweiten und gleich danach die vom ersten Programm, dem berühmten TF1. Überall das Gleiche, fand Freda. Aber das wagte sie nicht laut zu sagen. Hinterher führte er sie – auch so ein Ritual – an die beiden Fenster des Salons, wies mit dramatischer Geste in die Ferne: »Ist das nicht eine phänomenale Aussicht?« Ein fast schmerzliches Seufzen. »Dort links ist Korsika. Und rechts hast du das ganze beleuchtete »vieux Nice« vor dir. Siehst du das Haus von Marc? Und das Dachgeschoss von Corinne? Einfach fantastisch.«

In der Tat, es war fantastisch. Trotzdem hätte Freda einen Balkon vorgezogen, wo man Rosen pflanzen konnte oder Salbei und Liebstöckel und eine Amselmutter ihre Kleinen aufzog. Aber in dieser Luxuswohnung gab es nicht den winzigsten Balkon und noch viel weniger eine Terrasse. Wenigstens nicht hier im elften Stockwerk. Vor den drei ersten Etagen erstreckten sich sogar kleine Dachgärten, die Freda, wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte und einen Moment den Blick von der fantastischen Aussicht abwandte, erkennen konnte. Dort standen Korbmöbel mit gestreiften Kissen und wuchernde Blumenkästen. Aber Victor hatte das elfte Stockwerk gewählt, weil er sich erstens diese Aussicht einbildete, zweitens kein anderes Appartement frei gewesen war und drittens ...Naja, wohl Corinne.

Der erste Werbeblock war zu Ende, das Wetter für morgen angekündigt (wieder blendender Sonnenschein, Freda hätte sich zur Abwechslung mal einen verhangenen Himmel gewünscht), es folgte der zweite Werbeblock, und dann hatte Monsieur Pradel seinen Auftritt. Im Eiltempo räumte Freda die Tablett mit dem schmutzigen Geschirr in die Küche – bis auf die Gläser mit Wasser und Wein, die blieben da –, sie musste dafür fünfeinhalb Zimmer und zwei kurios geschnittene Korridore durchqueren. Ein unpraktisches Appartement. Als Hotelsuite war es sicher eine Wucht gewesen, aber so für den Alltag ...

Eines Tages, das fühlte sie, blieb sie an einer verdammt Teppichecke hängen und sämtliche Soßen und sonstigen Essensreste würden sich wie eine Springflut über sie ergießen. Sie sah schon Victors entsetztes Gesicht vor sich. Er war so penibel mit seinen Sachen. Zu gern hätte sie in der Küche die Teller in die Spülmaschine geräumt und rasch die Krümel von der glänzend weißen Fläche gewischt, da ertönte Victors ungeduldige Stimme: »Gretchen, schnell, die Sendung fängt an.«

»Gleich«, rief Freda genauso ungeduldig zurück. Immer diese Hetzerei! Victor, so vielseitig interessiert er auch sonst war, hatte sich total diesem blöden Fernsehen verschrieben. Hastig musterte sie sich im Spiegel über der Spüle. Ihr Gesicht brauchte dringend eine Creme. Sollte sie es wagen? Wenigstens warf sie noch die Krabbenreste in den Abfall – sie hasste Fischgeruch.

»Gretchen!« Eine Mischung zwischen Hilferuf und Befehl.

»Jaaaah.« Ein paar schnelle kreisende Bewegungen mit dem Haushaltsschwamm, und Freda rannte den langen Weg zurück. Überall diese sterile, fast neureiche Atmosphäre. Was hatte Victor bloß veranlasst, seine schönen Antiquitäten den Kindern zu überlassen? Das Rentendasein hatte ihn sehr verändert.

»Die Sendung hat längst angefangen. Wo warst du bloß?« Victor erwartete keine Antwort. Gebannt waren seine Augen auf den sanft säuselnden Jacques Pradel gerichtet, der die Zuschauer begrüßte. Ein dicklicher blöndlicher Mann im blauen Anzug, der die Sendung »Bitte, melde dich« zu einem Renner gemacht hatte. Er wirkte rundum vertrauenerweckend. Behutsam stellte er Fragen, ging mit Feingefühl auf seine meistens nervösen Studiogäste ein.

»Erinnern wir uns an unsere letzte Sendung. Da ging es um die kleine Fatima aus Lyon, die Hals über Kopf ihre elterliche Wohnung verlassen hat. Sie fühlte sich von ihrer Familie nicht verstanden, stand in einem Abschiedsbrief.«

Victor nickte Freda zu. Eine schreckliche Tragödie für die Eltern. Aber was war nun mit Fatima? War sie wieder aufgetaucht? Das nicht, aber wenigstens hatte sie sich telefonisch bei ihrer Mutter gemeldet. Man sah eine verhärmte Frau mit Kopftuch, die in schlechtem Französisch von dem Anruf erzählte. Fatima befand sich zurzeit in einem Dorf an der spanischen Grenze, arbeitete in einem Supermarkt und wollte dort erst mal bleiben. Der nächste Fall handelte von einem Unbekannten, den man in einem Auto erschossen aufgefunden hatte. Monsieur Pradel beziehungsweise die Polizei suchte Tatzeugen. Ein alter Mann hatte sich gemeldet, faselte etwas von fünf Männern mit schwarzen Masken und langen Bärten. Reine Zeitverschwendung. Pradel blieb trotzdem höflich.

»Und jetzt kommen wir zu unseren heutigen Fällen. Hochdramatische Schicksale, wie

sie das Leben schreibt. Hier stelle ich Ihnen Jacques, Timothy, Anne-Claire und Cindy vor, die ihren Vater suchen. Vor zehn Jahren, also genau am 29. Mai 1992, hat er sich in Richtung Madagaskar aufgemacht. Er versprach, die Familie nachzuholen, ließ aber nichts mehr von sich hören. Nun ist zu allem Unglück die Mutter der Kinder gestorben. Umso wichtiger, dass der Vater zu seinen Kindern zurückfindet.« Pradel machte eine Pause. Das Dauergesäusel schien ihn anzustrengen. »Das jedenfalls ist der größte Wunsch der vier.«

Die Angesprochenen – sie waren zwischen neunzehn und elf – nickten verlegen.

»Wir sind inzwischen nicht untätig gewesen«, fuhr Jacques Pradel fort, warf einen Blick auf sein Manuskript, »und haben ein paar Männer nach Madagaskar geschickt, die sich auf die Spuren des Vermissten hefteten. Hören Sie, meine lieben Zuschauer, was sie uns zu erzählen haben. Wir schalten direkt nach Madagaskar. Hallo, Antoine?«

Es rauschte und flimmerte, dann meldete sich ein magerer Sportstyp im Safarihemd, die Sonnenbrille in die Igelfrisur gesteckt.

»Hallo, Jacques. Herzliche Grüße vom anderen Teil der Welt. Ja, wir haben überall auf der Insel Nachforschungen angestellt. Um es gleich zu sagen, es war nicht leicht. Ein Felix Farcie ist in den meisten Ortschaften unbekannt. Aber dann half uns Kommissar Zufall. Aber sehen Sie selbst. Hallo, seid ihr so weit? Sind die Kinder bereit, mit ihrem Vater zu sprechen?«

Pradel warf einen fragenden Blick auf die vier. Unruhig rutschten sie auf ihrer Bank hin und her. Die beiden Jüngsten senkten den Kopf. Dann nickte der Älteste.

»Nein, ist das aufregend.« Victor hatte tatsächlich feuchte Augen. Ohne den Blick vom Bildschirm zu lassen, trank er seinen Château Lafite in kleinen Schlucken, zündete sich einen Zigarillo Marke Montecristo an. Auch Freda war gespannt. Das war ja wie im Krimi.

Es dauerte noch eine kleine Weile, ehe ein verwitterter, fast zahnloser Mann in Großaufnahme zu sehen war. Er trug einen zerlöchernten Strohhut, hinter ihm winkte ein dunkelhäutiges Baby in die Kamera. »Hallo, meine Kinder. Hier bin ich, euer Papa. Geht es euch gut? Ich habe nicht gewusst, dass eure Mutter«, er schluckte, »gestorben ist, sonst hätte ich mich früher gemeldet. Aber eure Mutter und ich – da gab es Schwierigkeiten ...«

Die Kinder sagten nichts, starrten gebannt auf den Fernsehschirm. Pradel ergriff das Wort. »Aber jetzt, Monsieur Farcie, wollen Sie doch wieder Kontakt mit Ihrer Familie aufnehmen?«

Ein heiseres Lachen, Raucherhusten. Dann heftiges Nicken. »Natürlich, klar. Aber nach Frankreich will ich im Augenblick nicht zurück ...«

»Da wartet wohl ein Strafbefehl auf ihn«, mutmaßte Victor.

»Das Beste ist, wenn ihr, meine Kinder, nach Madagaskar kommt. Da könnt ihr auch gleich euer neues Brüderchen kennenlernen und meine neue Frau.« Das klang stolz. »Nur bin ich ein bisschen knapp bei Kasse. Also, für Flugtickets reicht es nicht ...«

»Darum kümmern wir uns«, beruhigte Pradel mit Priesterstimme. »Das Wichtigste ist, dass Sie erst mal wieder mit Ihren Kindern gesprochen haben.«

Der Mann nickte, schnäuzte sich, das schwarze Baby lächelte in die Kamera. Schluss, aus, die Verbindung nach Madagaskar war unterbrochen.

»Ja«, sagte Jacques Pradel, griff nach einem Glas Wasser, »das hat uns doch alle sehr

berührt. Aber jetzt kommen wir zu unserm nächsten Fall. Nicht weniger tragisch als der der Familie Farcie, wenn wir auch diesmal in Frankreich bleiben. Bitte sehr, Madame Simon.«

Eine füllige blonde Frau in einem dunkelblauen Hosenanzug nickte. Nervös zerknüllte sie ein Taschentuch zwischen den Händen. Um ihren Hals baumelte eine Kette mit bunten Steinen. »Ja, Monsieur Pradel, ja, natürlich. Es ist ja so nett, dass Sie mir die Gelegenheit ...«

»Aber gern, Madame«, wiegelte der Präsentator gütig ab. »Dazu sind wir ja da. Erzählen Sie uns doch bitte, was Sie zu uns geführt hat. Sie sind, glaube ich, in Brest geboren? Ihre Mutter hatte dort eine Pâtisserie.«

»Ja, meine gute Maman. Sie lebt leider nicht mehr. Vor einem Vierteljahr ist sie gestorben.« Madame Simon blinzelte in die Scheinwerfer. Am liebsten hätte sie wohl geschluchzt. »Meinen Vater habe ich kaum gekannt, jedenfalls erinnere ich mich nicht mehr an ihn. Ich bin jetzt vierundfünfzig.«

Vierundfünfzig? Freda hätte sie jünger geschätzt. Sie fand die Frau sympathisch. Irgendwie kam sie ihr bekannt vor. Wo hatte sie kürzlich erst dieses vorspringende Kinn gesehen?

»Alors, ma bonne femme, wen suchen Sie nun?«, murmelte Victor, legte den Arm um Fredas Schultern, drückte zärtlich seinen Kopf an ihre Wange. »Einen Ersatzvater? Einen Liebhaber?«

»Meine Eltern waren nicht verheiratet«, gestand die Frau zögernd. Es schien ihr peinlich zu sein. »Das hat mir meine Mutter erst viel später erzählt. Sie liebte meinen Vater sehr. Aber er hatte schon eine Familie.«

»Aha aha«, machte Victor, gab Freda einen Kuss. »Jetzt kommt es heraus. Diese bösen Männer. Obwohl du, Gretchen, ja auch verheiratet bist.« Er machte ein betont betrübtes Gesicht.

»Und du?«, gab Freda zurück, rieb sich wie eine Katze an seinem schwarzen Hemd. »Wir brauchen uns gegenseitig nichts vorzuwerfen.«

»Pst.« Victor legte einen Finger auf den Mund.

»Ja, und nun bin ich ganz allein«, fuhr Madame Simon fort. »Natürlich, ich habe meinen Sohn, aber der ist groß, führt sein eigenes Leben. Dabei müsste ich Geschwister haben, Halbgeschwister. Mein Vater lebte an der Côte d'Azur, arbeitete dort als Journalist, ehe er für ein Jahr nach Brest versetzt wurde. Aus seiner Ehe hatte er vier Söhne, alle älter als ich. Sie müssten heute zwischen sechsfünfzig und fünfundsechzig Jahre alt sein.« Sie schluckte heftig, den Tränen nahe. »Jetzt, nachdem meine Mutter tot ist und vielleicht auch die Frau meines Vaters nicht mehr lebt, würde ich gern Kontakt mit meinen Brüdern aufnehmen. Sie könnten mir sicher viel von meinem Vater erzählen, der, so erfuhr ich von meiner Mutter, während der Besetzung der Deutschen umgekommen ist. Ich hoffe, mein Wunsch ist nicht ungebührlich? Ich verletze doch niemanden damit.« Sie sah Pradel Hilfe suchend an.

Freda betrachtete Victor von der Seite. Wie ein neugieriger Gänserich hatte er seinen Kopf nach vorn gestreckt, Asche krümelte von seinem Zigarillo aufs Parkett.

»Aber nein, Madame, wir fühlen mit Ihnen.« Pradel säuselte zum Gotterbarmen. Aber

das war keine Masche, er war einfach so. »Gerade wenn man – pardon, Madame, nicht mehr ganz jung ist und einen lieben Menschen verliert, sehnt man sich umso stärker nach seinen Wurzeln zurück. Wie war der Name Ihres Vaters?«

»Leroy«, flüsterte sein Gast. Simon war demnach der Name ihrer Mutter oder ihres Ehemanns.

»Leroy?« Aufgeregt fuhr sich Freda mit beiden sommersprossigen Händen durchs Haar, dass es knisterte. »Ein Witz. So wie du, Victor. Hallo, hast du nicht auch drei Brüder, bist siebenundfünfzig ... Ohoho, Monsieur, tut sich hier vielleicht ein spätes Schwesterlein auf? Als deine Familienforscherin müsste ich das wissen.«

Victor war blass geworden. Seine Augen bewölkten sich. »Blödsinn«, murmelte er. »Hat mit meiner Familie überhaupt nichts zu tun. Leroy gibt es in Frankreich wie Sand am Meer. Genauso wie Fischer bei euch.«

»Danke«, sagte Freda, deren Mädchename in voller Länge Frederica Wilhelmina Fischer lautete. »Aber, mal ehrlich ...«

»Und mein Vater hat nur Momo geliebt«, fuhr Victor mit angespannter Miene fort, ohne auf Fredas Einwurf zu achten. »Sie war die große Leidenschaft seines Lebens. Mit dieser ... dieser Simon habe ich nichts zu tun. Nicht das Geringste. Was die da herumfantasiert.« Nervös griff er nach einer neuen Montecristo.

»Pst«, machte diesmal Freda, »lass uns weiterhören.« Ihr kriminalistischer Instinkt war erwacht. Das konnte doch kein Zufall sein. Victors Familienname lautete Leroy, er war der zweitjüngste von vier Söhnen, sein Vater hatte bei einer Zeitung gearbeitet, war während der Okkupation von den Deutschen verhaftet worden. Wenig später starb er. Überraschend viele Ähnlichkeiten. Das fiel nicht nur ihr auf, sondern genauso Victor. Warum reagierte er sonst so empfindlich? Aber vielleicht kamen ja noch mehr Übereinstimmungen ans Tageslicht.

Leider nein. Madame Simons Sendezeit war zu Ende. Noch einmal plädierte sie herzlich an ihre Brüder, sich bei ihr zu melden. Sie wollte ihnen um Gottes willen keine Ungelegenheiten machen, sie einfach nur kennenlernen. Bis zum Schluss der Sendung würde sie im Studio bleiben. Pradel blendete die Telefonnummer ein. Anschließend wandte er sich an ein blondlockiges Mädchen, das mit seiner Oma ins Studio gekommen war und nach dem verschwundenen Opa suchte.

»Reizend, die Kleine«, versuchte Victor abzulenken, nahm so hastig einen Schluck Wein, dass sich ein roter Schwall über die Seidencouch ergoss.

»Wer, deine Schwester?«, frotzelte Freda und ging einen Lappen holen.

»Ich weiß, dass du als Nichtmutter kein Gefühl für Kinder hast«, zischte Victor ihr hinterher. Etwas hatte ihm gründlich die Laune verdorben.

»Hättest du zwischendurch mal ein anderes Thema?« Freda kniete auf dem Boden, betupfte die roten Flecken. »Gerade hast du durch Zufall deine Schwester kennengelernt. Statt dich vor Freude zu überschlagen, beschimpfst du mich. Ein feiner Bruder. Aber jetzt mal im Ernst, Victor, diese Frau muss mit dir verwandt sein. So viele Zufälle auf einmal gibt es nicht. Tu mir einen Gefallen, ruf diese Madame Simon an. Sie wäre außer sich vor Freude.«

Victor rauchte schweigend vor sich hin. Er schien unentschlossen. »Und wenn sie kein



Geld hat, von der Sozialhilfe lebt? Dann erwartet sie Hilfe von mir.«

»Oder von deinen Brüdern.«

Er verdrehte die Augen. »Meine Brüder? Die rücken keinen Sou heraus. Angeblich bin ich doch der Superreiche. Und nur, weil ich versuche, aus den ehemaligen Aktien meines Vaters nachträglich das Maximale herauszuschlagen. Ein Prozess«, er hob – seine Lieblingsgeste – dramatisch die Arme, »der noch lange nicht gewonnen ist.«

»Vielleicht hätte deine Halbschwester auch Anrecht auf das Geld«, ging es Freda durch den Sinn. Sie sprach den Gedanken aus.

Hätte sie besser nicht getan. Jetzt war Victor ganz aus dem Häuschen. Mit langen Schritten ging er im Salon auf und ab, die Arme auf dem Rücken gekreuzt. »Das ist Unsinn, was du redest.« Als er merkte, dass er zu scharf reagiert hatte, schwächte er ab. »Sieh mal, Gretchen, du bildest dir da wirklich etwas ein. Diese Frau ist auf keinen Fall meine Schwester. Wäre mein Vater untreu gewesen und hätte es wirklich ein illegitimes Kind gegeben, hätte Momo das gespürt. Sie war so sensibel, so außergewöhnlich.« Wie immer, wenn Victor von seiner Mutter sprach, wurde sein Gesicht weich.

»Trotzdem könntest du anrufen«, beharrte Freda. »Stell dir mal vor, wie die arme Frau wartet. Oder ruf einen von deinen Brüdern an. Vielleicht sehen sie ja auch gerade die Sendung.«

»Bon, das kann ich tun, wenn du unbedingt darauf bestehst. Furchtbar, dieses Gretchen mit seinem Nibelungenwillen ...« Kopfschüttelnd wählte er die Nummern, wie sie ihm in den Kopf kamen, die von Marius, Marc und Valentin. Valentin und Marius meldeten sich nicht, Marc schaute sich ein Fußballspiel an. England gegen Tschechien. Drei zu eins für England, ließ er Freda ausrichten. Tschechien spielte doch demnächst gegen Deutschland.

»Danke für die Information. Marc ist wirklich ein Schatz.« Mit Victors zweitältestem Bruder verstand Freda sich am besten, weil er auch ein Fußballfan war. Die Pradel-Sendung ging zu Ende. Noch einmal wurde Suzanna Simon gezeigt, die mit traurigem Lächeln weiterhin auf einen Anruf wartete. Dieses Lächeln schnitt Freda ins Herz.

»Die arme Frau. Victor, bitte ...« Doch Victor hatte den Apparat schon ausgeschaltet. Ohne noch einmal, wie normalerweise vor dem Schlafengehen, einen letzten Blick auf die fantastische Aussicht zu werfen, zog er die (von Corinne ausgesuchten) Damastvorhänge zu.

»Komm, Gretchen, wir gehen ins Bett. Morgen ist auch noch ein Tag.«

An dem Freda das Gemeindeamt von Villeneuve-Le Loubet aufsuchen wollte, wo sie Unterlagen über einen ehemaligen Bürgermeister mit dem Namen Bernard Bourdin, Sohn der Marthe Leroy, zu entdecken hoffte. Der Bürgermeister war Ende des neunzehnten Jahrhunderts gestorben. Aber inzwischen interessierte sie sich viel mehr für die Gegenwart. Was war mit Suzanna Simon, uneheliche Tochter des Journalisten Jules Leroy aus Nizza? Sie würde die Spur nicht aus den Augen verlieren.